

S. P. Somtow

Der Untergang von Eden

Aus dem Amerikanischen von Alfons Winkelmann

FESTA

www.Festa-Verlag.de

Die Gesamtauflage dieses Bandes ist auf 500 Exemplare
limitiert, nummeriert und von allen Beteiligten signiert.
26 mit Buchstaben gekennzeichnete Exemplare
sind nicht zum Verkauf bestimmt.

Oktober 2005
Originalveröffentlichung
© 2005 by S. P. Somtow
Lektorat: Oliver Hellfeier
© dieser Ausgabe 2005 by Festa Verlag, Leipzig
Druck und Bindung: PBTisk s.r.o., Příbram
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-86552-030-8

Inhalt

Ingres' Violine – Eine Einführung

Seite 7

Der Untergang von Eden

Seite 13: Das andere Eden

Seite 57: Im Schoß der Hummer-Lady

Seite 93: Vanille-Blut

Seite 151: Der Vogelfänger

Seite 191: Der geliebte Jünger

Sonnets about Serial Killers

Seite 225: Jeffrey Dahmer

Seite 226: Ed Gein

Seite 229: John Wayne Gacy

Seite 230: Susan Smith

Seite 233: The Cannibal

Sonnets from the White House

Seite 237: To Monica Lewinsky

Seite 239: To A Cigar

Seite 241: The Sky At Night

Seite 243: To Walt Whitman

Nachbemerkungen

Seite 245

Ingres' Violine

(Eine Einführung zu *Der Untergang von Eden*)

Die Franzosen haben einen wunderbaren Ausdruck zur Beschreibung eines Künstlers, der in mehr als einer Disziplin Talent besitzt: *le violon d'Ingres*. Dieses Bonmot hat seinen Ursprung im virtuosen Violinspiel des großen Malers Jean Auguste Dominique Ingres, der im 19. Jahrhundert lebte. (Eine der schönsten Bleistiftzeichnungen von Ingres war passenderweise das Porträt Paganinis.) Da ich mich hartnäckig an eine einzige Gabe klammere, betrachte ich ein Multitalent mit verständnisloser Ehrfurcht. S. P. Somtow, der in Thailand geborene Verfasser Fantastischer Literatur, ist ein junger Spieler auf Ingres' Violine. Unter seinem eigentlichen Namen, Somtow Papinian Sucharitkul, ist er künstlerischer Leiter des Siam Philharmonic Orchestra und der Bangkok Opera, darüber hinaus ein geschätzter Komponist. Als S. P. Somtow hat er mehr als fünfzig Bücher geschrieben, die eine Spannweite vom Horror, *Vampire Junction*, bis hin zu seiner Semi-Autobiographie *Jasmine Nights* umfassen. Zwischendurch hat Somtow Nominierungen für viele angesehenen Literaturpreise eingeholt, inklusive des Hugo und des Bram-Stoker-Awards.

In *Der Untergang von Eden*, Somtows neuer Sammlung von fünf Geschichten, spielt der in Eton und Cambridge ausgebildete Autor ein Medley aus verrückten Geschichten, deren jede einzigartig in Tonfall und Anlage ist.

›Das andere Eden‹ zeigt Anklänge an das Werk von Pär Lagerkvist, der in *Barrabas* und *Die Sibylle* die Christuslegende so geschickt anwendete, sowie auch an D. H. Lawrences Novelle ›A Man Who Died‹ mit ihrer scharfsinnigen Beobachtung der menschlichen Natur Jesu. Somtow stellt einen Blick durch die Augen der Mutter des Erlösers auf diese sterblichen Züge bereit, die auf immer von einer mutmaßlichen Göttlichkeit verborgen sind.

Die zweite Geschichte, ›Im Schoß der Hummer-Lady‹, vollführt einen Sprung von einer philosophischen Fantasie zu der schrecklichen Comicbuch-Welt der *Tales from the Crypt*, worin die

Söhne von Bestattern während eines schäbigen mitternächtlichen Jahrmarkts sich in Missgeburten verlieben und menschliche Organe Automobilteile bei makabren improvisierten Reparaturarbeiten ersetzen. Später in der Sammlung offenbart Somtow, dass er den E. C. Comics einiges schuldig ist. Wie ich war er in den frühen 50er Jahren ein Fan dieser fantasiereichen kurzlebigen Publikationen, in denen zwanzigjährige Genies wie Wallace Wood und Jack Davis die bizarren Erzählungen eines jungen Ray Bradbury illustrierten. Jeder, der während der Pubertät den brillianten psychosexuellen Bilder-Horrorstorys von E. C.-Comics ausgesetzt war, teilt eine gemeinsame Zuneigung zur dunkleren Unterwelt der Dichtung. Wenn man so etwas mag, hat man ein Date mit der Hummer-Lady.

›Vanille-Blut‹ zapft die üblicherweise knapp unter der Oberfläche aller Vampirgeschichten verlaufende Ader der Sexualität an. In dieser Geschichte verweist Somtow nicht bloß auf die fleischlichen Aspekte, die dem lüsternen Blutsaugen innewohnen, populär geworden durch so bekannte nächtliche Wüstlinge wie Dracula und Nosferatu, sondern er schwelgt orgiastisch in ihrer blutigen Leidenschaft. Erzählt im üblicherweise blutarmen Format eines Transkripts aus dem Gerichtssaal, lodert das Zeugnis von Teenagern, die in einen grausamen Mordfall verstrickt sind, in einer erotischen Wildheit auf, die Anne Rices blasse literarische Wangen zum Erröten bringen würde.

›Der geliebte Jünger‹, eine weitere Geschichte, die mit Vampirismus zu tun hat, nähert sich auf eine neue und entzückend blasphemische Art diesem vertrauten Genre an. Stellen Sie sich den jugendlichen Jesus vor, der sich bei einem druidenhaften Menschenopfer in Cornwall mit einem Vampir anfreundet, den er für einen Engel hält. Wer würde den Autor nicht um einen derart wilden Einfall beneiden? Somtows lebhafteste Vorstellungskraft führt den Leser im Verlauf dieser Geschichte einige wahrhaft fantastische Pfade hinab. Der blut-saugende Unsterbliche erkennt sofort die tiefe spirituelle Natur des Nazareners, und bei ihrer nächsten Begegnung – da ist dieser ein dreiunddreißigjähriger predigender Messias – wird der Unsterbliche widerstrebend zu seinem Jünger. Was darauf-

hin geschieht, ist sowohl schockierend als auch – hoffentlich – gründlich verstörend für alle, die das Christentum auf strikt orthodoxe Weise auslegen. ›Der geliebte Jünger‹ sollte allen auf die Bibel pochenden Fundamentalisten, die vorgeben, sie allein wüssten die Wahrheit, zur Pflichtlektüre werden.

Mein Lieblingsgeschichte aus der Sammlung ist ›Der Vogelfänger‹, die nach ihrer ersten Veröffentlichung einen World Fantasy Award gewann. Das soll übrigens nicht heißen, dass sie die beste der Sammlung sei (derlei Pseudo-Vergleiche sind mir verhasst), denn ich habe alle mit großem Vergnügen gelesen. Dennoch hat mich die meisterhafte Kombination eines Erzählers, der sich an seine eigene Jugend erinnert, mit einem sympathischen Serienmörder und einem exotischen Schauplatz unmittelbar ins Herz der Geschichte hineingezogen – wie eine Violinkadenz, die den Zuhörer verführt und vertrauten Formen eine neue Schönheit verleiht. Die Virtuosität, mit der Somtow den Leser wie ein Elfjähriger wahrnehmen lässt, macht George Axelrods Begeisterung umso glaubhafter, als er den thailändischen Autor den ›J. D. Salinger von Siam‹ nannte. Besucher von S. P. Somtows Website finden ein Foto, auf dem er im Polizeimuseum von Bangkok neben dem mumifizierten Leichnam von See-Uey Sae-Ung posiert, dem echten Fresser von Kinderlebern, dem ›Schwarzen Mann von Thailand‹, über den er in ›Der Vogelfänger‹ schreibt. Einen so schrägen Galgenhumor muss man einfach bewundern.

Einleitungen sollten am besten so kurz wie ein Händeschütteln sein. Ein paar rasche Worte, die man ebenso rasch wieder vergisst, um dem Leser den Geschichtenerzähler vorzustellen, der dann eigentlich die Musik macht. Wenn er den Taktstock zum Einsatz hebt, bereitet sich Dirigent Sucharitkul darauf vor, musikalische Kompositionen anderer Künstler zu interpretieren, aber wenn er den Stift auf das Papier setzt, hält S. P. Somtow den Bogen von Ingres' Violine in der Hand. Hören Sie genau hin, denn ein Meister wird Ihnen ein Ständchen bringen.

William Hjortsberg
Lion Head Cabin, Montana



Das andere Eden

Ich bin eine alte Frau aus Ephesos und sitze allein in einem kleinen Haus, für das Fremde aufgekommen sind. Es ist zwar nur ein kleines Haus, aber richtig aus Stein; ich bin eine alte Frau, doch sie nennen mich alterslos; sie nennen mich Mutter der Welt; sie nennen mich Tochter des Morgensterns; aber ich bin bloß eine alte Frau, sitze allein in einem kleinen Zimmer und schaue auf die Gasse hinaus, wo sich die Pilger drängeln und auf ihrem Weg zu der hundertbrüstigen Göttin von Händlern übers Ohr gehauen werden.

Vor Jahren, in Jerusalem, als der Schmerz immer noch akut war, besuchte mich ein Mann namens Paulus. Er war dabei, einer neuen Religion den Weg zu ebnen. Dazu benötigte er mein Einverständnis, denn in seinem Pantheon sollte ich die Mutter Gottes werden. Er hatte eine neue Theologie von solcher Großartigkeit und Ungeheuerlichkeit erschaffen, dass er glaubte, sie werde über die ganze Welt hinwegfegen.

Vergebens erzählte ich ihm die Wahrheit über meine Kindheit und über die Geburt meines Sohnes Josua. Ich brach sogar die furchtbaren Siegel der Verschwiegenheit und enthüllte ihm einige der Geheimnisse, von denen nur Frauen wissen dürfen – ich berichtete ihm von den Frühlingsriten auf den Hügeln, von dem römischen Zenturio, der mich in der Verkleidung eines gehörnten Gottes umarmt hatte, von der geheimen Flucht nach Ägypten. Aber selbst dies konnte ihn nicht von seinem Vorhaben abbringen. Unermüdlich wiederholte er, dass die neue Religion keineswegs wortwörtlich genommen werden dürfe, sondern dass ihre Wahrheit im Verborgenen liege; dass die Wahrheit, die er gestalte, um so vieles wahrer sei als die Welt der Illusionen, in der wir lebten.

»Der Staub, aus der mein vollendeter Mensch, mein Adam, modelliert wird«, erzählte er mir, »ist von anderer Beschaffenheit. Es ist der Staub der Gegenwart, weißt du, hellenisch, römisch und jüdisch. Mein Adam wird zu den Menschen sprechen, und ich kann ihn verkaufen. Ich verstehe etwas vom Verkaufen, ich habe mit Zelten gehandelt.«

Ich war nicht überzeugt. »Mein Sohn war der Messias des Monats ... wie so viele andere. Er hat viele schöne Dinge gesagt.

Jetzt ist er schon eine Weile tot, und seine Worte haben sich im Winde verflüchtigt. Einige erinnern sich ihrer, manche verdrehen sie, andere vergessen.«

Aber Paulus erzählte mir, wie er meinen Sohn in den Wolken erblickt habe, im Licht eines Blitzes. Mein Sohn wäre über ein solches Bildnis seiner selbst sehr erheitert gewesen. Ich beharrte darauf, dass keinerlei Magie mit im Spiel gewesen sei. Schon damals fühlte ich mich alt, öde wie die ausgedörrte Wüste, ausgesogen und bar jeden Gefühls.

»Irgendwo«, sagte Paulus, »war doch Magie mit im Spiel.«

»Wo denn? Jedenfalls nicht in Nazareth, wo sie bald Hackfleisch aus den fantasievollen Geschichten meines Sohnes über seinen übernatürlichen Vater machten. Nicht in Alexandria, wo wir wie die Hunde lebten, stets im Verborgenen, stets in Unsicherheit; nicht in Cornwall, nicht in Galiläa, nicht in Jerusalem, wo sie ihn an den Baum des Todes nagelten.«

»Du hast etwas ausgelassen, Miriam.«

»Vielleicht gab es einen magischen Ort«, räumte ich ein, »aber er lag nicht einmal in der wirklichen Welt ... der wirklichen, handfesten Welt, die wir kennen ... der römischen Welt. Er lag jenseits davon. Weit jenseits. Außerhalb der bekannten Welt kann alles geschehen, dort herrschen keine Gesetze. Aber jetzt sind wir, wie du siehst, wieder zurück auf Erden.«

»Aber da irrst du dich! Es gibt keine feste Mauer zwischen dem Paradies und dem Fleisch. Einstmals hat es sie gegeben, aber jetzt ist sie durchlässig geworden. Alles ist möglich.«

»Es ist nicht wirklich geschehen. Es war ein Traum.«

»Wer kann schon wissen, ob die Welt des Traums nicht die Wirklichkeit ist und die Wirklichkeit lediglich ein Schatten der Traumwelt?«

»Das ist Sophisterei. Du hast zu lange unter den Griechen gelebt. Selbst dein Aramäisch hat einen griechischen Einschlag.«

Dann wiederum: Hatte mein Sohn nicht auch zu lange unter den Griechen gelebt?

»Also gut«, sagte ich. »Ich werde es dir erzählen.«

Warum hätte es mich auch überraschen sollen? In Alexandria haben wir Aramäisch mit meinem Sohn gesprochen, und er antwortete uns auf Griechisch. Alexandria, eine griechische Stadt in einem von Römern beherrschten Ägypten, hatte seine eigene Art von Juden; sie hielten sich für etwas Besseres als wir. In Alexandria war sogar die Thora in Griechisch niedergeschrieben, und jene, die uns Obdach boten, hielten uns für ungehobelt, wenn wir in die Muttersprache verfielen. Josua wuchs nicht mit den Eindrücken und Geräuschen auf, die richtigen Juden von Grund auf vertraut waren: das Geschrei von tausend Lämmern an heiligen Tagen, der Geruch ihres Bluts, das die Abflussrinnen des Tempels hinabströmte ... das Trampeln römischer Stiefel auf gepflasterten Gassen ... das unrythmische dumpfe Gepolter, wenn eine Hure gesteinigt wurde. Wir waren immer unterwegs, immer wies man uns die Türe, wenn wir jemandem missfielen; bald, so wusste ich, würden uns die Freunde ausgehen, oder die Freunde von Freunden.

Josua war das Problem. Jetzt, während ich meine letzten Tage in Ephesos absitze, kommen mir Gerüchte über seine Kindheit zu Ohren ... Sie schreiben das auf, was sie »Kindheitsevangelien« nennen, fantasievolle Anekdoten über Josuas frühe Jahre. In einer der Geschichten heißt es, weil er von anderen Kindern geneckt worden sei, habe er sie getötet und als Lerchen wieder auferstehen lassen ... auch habe er Tonspatzen das Leben eingehaucht und einen Schulmeister verärgert, weil er zu viel gewusst habe. In den Geschichten liegt stets ein Körnchen Wahrheit. Beispielsweise ...

Als wir uns im Haus von Samuel, dem Kartographen, aufhielten, einem Kunden des Joseph von Arimathia, dem Vetter meines Gatten, kehrte ich vom Markt zurück und fand Samuels Sohn David wie festgenagelt auf dem Fußboden des Atriums liegen. Mein Sohn trommelte ihm mit den Fäusten ins Gesicht. Ich lief zu ihm und zog ihn weg, aber Josua krümmte und wand sich und schlug um sich in die Luft. David war bewusstlos.

»Lass mich los!«, kreischte Josua.

Ich schaffte es nicht, ihn festzuhalten, obwohl er bloß ein Kind war. »Was ist denn los? Was stimmt denn nicht?«

»Er hat zu mir gesagt, mein Vater sei ein Römer mit Hörnern auf dem Kopf!«, schrie er. »Er hat gesagt, ich sei auf einem Berggipfel gezeugt worden. Er hat gesagt, ein Dämon habe dich vergewaltigt.«

David lag reglos da. Josua liefen die Tränen übers Gesicht. Er weinte hysterisch, war ganz entsetzt. Dann ging die Tür auf, und ich sah Samuel und meinen Gatten neben der Mesusa stehen. Josuas Tränen versiegten abrupt, er zeigte sich absolut reuelos.

David lag reglos auf den schwarzen und weißen Mosaiksteinen, die griechische Worte bildeten. Samuel lief zu seinem Sohn. David sagte nichts, starrte nur mit leerem Blick in den offenen Himmel. Eine Wasserfontäne plätscherte leise; in Käfigen trällerten die Vögel.

»Du hast ihn umgebracht«, sagte Samuel zu meinem Sohn.

Josua schüttelte den Kopf. »Ganz und gar nicht«, meinte er. Mit wildem Blick ließ er mich stehen und kniete neben dem Jungen nieder. »Du kannst jetzt aufhören, uns zum Narren zu halten«, sagte er. »Kehre zurück, kehre zurück von den Toten!«

Abrupt setzte sich David auf. »Du bist eine Missgeburt!«, flüsterte er und stieß mit dem Finger nach Josuas Gesicht. Josua wich zurück. Streckte die Hand nach mir aus. Das war keine Bitte um Trost, er versuchte nur, das Gleichgewicht zu wahren.

»Erzähle keine Lügen mehr über meinen Vater!«, sagte er. Sein Flüstern verbarg äußerste Verzweiflung, als sei er ein Engel, der auf ewig vom Angesicht Gottes verbannt ist.

»Ich glaube«, sagte Samuel, »ihr verlasst nun besser mein Haus.«

Der Junge war ungezogen. Er war bockig. Er schloss keine Freundschaften, und so erfand er sich Freunde; er stand in einem Atrium und sprach mit dem Wind, und ebenso gewöhnte er es sich an, mit den Statuen von Göttern zu reden – syrischen, ägyptischen, griechischen Göttern, es kam nicht darauf an. Wenn irgendwo an einer Straßenecke ein Schrein des Horus stand, begann er ein Gespräch mit ihm.

Eines Tages verprügelte ihn mein Gemahl, weil er mit Priapos gesprochen hatte. Josua ertrug es ziemlich gleichmütig, er

schrie nicht, aber das machte meinen Gatten nur noch wütender.

»Dir ist es nur gestattet, mit dem einen Gott zu sprechen, Josua«, sagte er, als er fertig war. »Das wirst du jetzt nicht mehr vergessen.«

»Ich würde ja mit ihm sprechen, wenn ich es könnte«, erwiderte Josua, »aber er zeigt mir nie sein Angesicht, wie es alle anderen tun.«

Mein Gatte wollte nach Judäa zurückkehren. »Sieh dir deinen Sohn an!«, pflegte er zu sagen. »Er wird noch zum Heiden; die halbe Zeit läuft er unbekleidet herum. Wenn ich ihn die Thora lehre, hört er mir nicht zu. Eines Tages muss er doch Bar-Mizwa werden, und mir graut es vor dem Gedanken, dass er es verpfuschen könnte. Er braucht Umgang mit richtigen Juden.«

»Die Schuldgefühle verzehren dich, Joseph, weil du ihn nicht liebst.«

Darauf konnte er mir nichts entgegnen, denn er wusste, dass ich sein Gebaren durchschaute.

Mein Sohn war damals erst zehn Jahre alt; ich sagte Joseph, es sei noch viel, viel Zeit. Mein Gatte fühlte sich sehr unglücklich in Alexandria, als ein strenger Mann unter Hedonisten, als ein gelehrter Mann unter Dilettanten; und Josua lief zielstrebig neuen Problemen in die Arme. In Alexandria trieben sich Banden jugendlicher Müßiggänger herum, und es gab starke Kräuter zum Rauchen und Wein, um sich zu betrinken. Die Griechen glaubten, dass Sex kaum etwas mehr als ein Juckreiz sei, dem man mit Kratzen abhelfen könne, und sie gaben sich ihm oft hin, und zwar mit jeder Person oder Spezies, die sich gerade anbot.

Mein Gatte war kein moderner Mann; er verlangte nicht mehr als eine ruhige und bescheidene Frau und einen gehorsamen Sohn. Doch nichts davon hatte er bekommen. Josua war widerspenstig, immer zornig. Wie gern hätte ich ihm gesagt, wie außergewöhnlich seine Geburt verlaufen war, dass er mir etwas ganz Besonderes bedeutete und dass uns diese Besonderheit sogar zu Flüchtlingen gemacht hatte. Aber ich konnte es nicht.

Eines Abends stritten mein Gatte und ich uns bis spät in die

Nacht. Josua war nicht zum Essen heimgekehrt. »Ich werde nach ihn suchen«, brummte Joseph, »und morgen früh werden wir packen und uns auf den Weg nach Nazareth begeben.«

»Ist das nicht gefährlich?«

»Gefährlich? Es sind fast zehn Jahre vergangen!«

»Wir sollten besser nicht zurückgehen. Nicht, bevor wir eine Botschaft oder ein Zeichen erhalten haben.«

»Boten kommen nicht zu ungehorsamen Frauen und eigensinnigen Kindern«, sagte Joseph.

»Nur zu den Unbeugsamen, nehme ich an.«

Er hob die Hand gegen mich, und ich wich zurück. Er hielt inne. Er war kein gewalttätiger Gatte, das gestehe ich ihm zu. Bei den Frommen werden Ehefrauen wegen weitaus geringerer Verfehlungen als unverschämte Reden ausgepeitscht.

»Das ist unmöglich!«, rief er. »Es ist völlig falsch, alles ist völlig falsch. Ich bin ein gebildeter Mann unter Menschen, die nichts lernen wollen. Dein Sohn ist aufsässig. Und du bist kein gehorsames Weib.«

Das war ein alter Streitpunkt. Aber in jener Nacht fühlte ich mich reizbarer denn je zuvor; ich wollte Joseph etwas heimzahlen. »Ich bin so pflichtbewusst, wie man es von mir nur erwarten kann!«, entgegnete ich.

»Aber insgeheim denkst du an diese Frauenrituale. Und an die Göttin, die ein Gräuel ist und deren Statuen überall in der Stadt auf uns herabstarren. Und an den gehörnten Mann in den Hügeln.« Das war ein Geheimnis, über das kein Mann je sprechen sollte.

»Niemand hat dich gezwungen, mich zu heiraten.«

»Du hast mir keine Kinder geschenkt«, warf er mir vor.

»Etwa an diesem Ort, Joseph?«, erwiderte ich. »Wenn die Zeit gekommen ist, wenn wir wieder daheim sind, werde ich dir Söhne schenken.«

»Es ist unerträglich. Dieser fremde Ort ... von einem Fremden zum nächsten geschoben zu werden ... und nie zu wissen, wo Josua gerade ist, ob er mit Metzen spricht oder mit Götzenanbetern oder ...«

»Ich werde ihn suchen«, warf ich ein.

»Mitten in der Nacht? Allein? Als Frau in dieser schändlichen Stadt?«

»Ich bin stark, Joseph«, erinnerte ich ihn. »Habe ich nicht in einer Höhle ein Kind zur Welt gebracht, und das ohne Hebamme? Bin ich nicht mit dir nach Ägypten gezogen und habe dabei mein Kind und unsere weltliche Habe auf den Rücken geschnallt gehabt? Wenn es dort draußen Schändlichkeit gibt, werde ich ihr wohl widerstehen können.«

»Da ist etwas, das dich beschützt. Ein Dämon, glaube ich.«

»Dann werden mein Dämon und ich hinaus auf die Straße gehen!«

Es gab keinen Dämon. Aber eine Göttin.

Ich schob meinen Mann beiseite und ging hinaus, meinen Sohn zu suchen. Das war nicht schwierig; mein Sohn gab sich gern mit den Niedrigstehenden ab. Falls er nicht in der Gasse der Aussätzigen oder an der Bettlerecke war, dann würde er in der Straße der Huren sein, die von einem Venustempel bis ganz hinab zum Kai verlief, wo die betrunkenen Matrosen umherstreiften.

Diese Venus war keine hellenische Aphrodite, scheu und rätselhaft, sondern die babylonische Venus, die wir Aschoret nennen, die Erde, die den Samen des Himmels schluckt und das Leben ausspeit. In Judäa beten die Männer den Vater an, dessen Name unaussprechlich ist; die Frauen bewahren ältere Wahrheiten; jene Wahrheiten, fürchte ich, werden aussterben, da die Juden jetzt überall verstreut sind. Ich fürchtete die Göttin nicht; ich fürchtete mich nicht davor, jene Straße entlangzugehen. Aber die Männer, die dort großspurig umherstolzierten, hatten Angst. Sie wollten nicht zugeben, dass es vor Eva, der Gehorsamen, eine Lilith gab, die Elementare.

Josua, halb Knabe, halb Mann, fürchtete jene unverschämte Sexualität der Frauen nicht, und er hatte kein Verlangen, sie zu Boden zu schleudern und sich zu unterwerfen.

Er war tief in ein Gespräch mit einer Frau verstrickt, als ich mich ihm näherte. Sie lehnten an einer der Tempelmauern, eine prächtiger bemalt als die andere. Der Mondschein drang durch die Wedel der Dattelpalmen, und die Gesichter der Frauen

waren von Schatten gestreift. Die Luft schwitzte Rosenöl; Insekten summten; Wolken von Weihrauch quollen aus den Kohlepfannen zwischen den Pfoten der steinernen Sphinx hervor.

Ich musste einfach mithören. Diejenige, mit der er sprach, war so eine Kleine, vielleicht nicht älter, als ich es in jener Nacht der Frühlingsriten auf den Hügeln gewesen war. Sie erzählte ihm, wie wund sie sei, wie sehr sie geblutet habe, sie berichtete von dem Schmerz, den sie spürte, »... als sei ich«, sagte sie gerade, »eine irdene Puppe, zerbrochen, und niemand verstünde, mich wieder zusammzusetzen.«

»Vielleicht kann ich es«, meinte mein Sohn. Er sah ihr in die Augen, und sein Blick besagte: Ich kann den Schmerz von dir nehmen. Und er hielt sie bei den Händen; nicht in Erregung, sondern wie man vielleicht die Pfoten eines verwundeten Tieres hielt. »Nicht immer kann ich die Dinge wieder zusammensetzen«, sagte er, »aber ich mache Fortschritte. Eines Tages werde ich die Verletzung eines Menschen berühren und den Schmerz einfach mir einverleiben. Er wird verschwunden sein.«

»Ist dein Vater Arzt?«, fragte die Prostituierte. »Gewöhnlich werden solche Fähigkeiten, weißt du, vom Vater an den Sohn weitergegeben.«

»Sein Vater ist ein Rabbi«, warf ich ein und trat aus den Schatten, »und gerade im Augenblick ein sehr enttäuschter Mann.«

Josua würdigte mich keines Blickes. Er hielt weiterhin die Hände der Tochter Liliths in den seinen. Schließlich meinte sie: »Ich glaube, jetzt geht es mir besser.« Sie riss sich los. Vielleicht war es zu viel für sie. Sie rannte davon, und mein Sohn wandte sich zu mir um. Aber nur einen kurzen Moment lang; dann sah er zu Boden. Ich verdiente jenen tiefgründigen Blick nicht, den jede gewöhnliche Hure von ihm erhalten konnte.

Josua mit dem durchdringenden Starren, Josua, der einem Kranken mit einem einzigen Blick den Schmerz nehmen konnte ... dieser Josua war nicht für mich.

»Dein Vater sagt, es ist Zeit, nach Hause zu kommen. Zeit, dass du die Thora ernst nimmst; Zeit, Bar-Mizwa zu werden.«

»Er ist nicht mein Vater«, erwiderte Josua. »Abgesehen davon haben wir auf ein Zeichen gewartet.«

»Du solltest uns nichts vorschreiben; du bist ein Kind!«

»Ich weiß, aber du hast mich von der Leine gelassen«, meinte er; das folgte buchstabengetreu einer Strafpredigt des Zimmermanns. Schmollend wollte Josua weggehen. Es war zum Verzweifeln mit ihm. Insbesondere, wenn er Recht hatte.

»Wir haben immer noch kein Zeichen. Außerdem sind wir jetzt spät dran.«

»Es hat ein Zeichen gegeben. Heute. Ein Engel ist gekommen.« Mir fiel auf, dass er seinem Aramäisch das griechische Wort für einen Boten beigemischt hatte.

»Was für ein Bote?«

»Du kennst ihn, Mutter.« Er drehte sich um und betrachtete einen kleinen, dem Caesar gewidmeten Schrein. Ein junger Römer drehte einer Taube den Hals um und legte sie auf den Altar, ein weiterer streute Weihrauch auf die Kohlenpfanne; ein gewöhnlicher Anblick in Alexandria, kaum der Rede wert. Dennoch beobachtete er alles sehr genau.

Aus dem Schatten der Tempelmauer tauchte ein Mann auf. Alt. Hohle Wangen. Bärtig. Sein weißes Gewand war zerrissen, seine Haut dunkel, und auf seiner Stirn hatte er einen scharlachroten Schnörkel gemalt, wie ein halbes Auge. Die Stimme des Mannes war unverkennbar, denn sein weitschweifiges Griechisch sprach er in einem seltsamen Rhythmus.

»Ich glaube, du kennst mich, Miriam«, sagte er. Und ich entsann mich, dass wir ihn Balthasar genannt hatten, weil sein richtiger Name ein Zungenbrecher in einer fremden Sprache war.

»Aber ...«, stotterte ich. »Deine seidenen Gewänder, dein juwelenbesetzter Turban ...«

»Alles fort, alles verschwunden. Aber weißt du, ich habe an Weisheit gewonnen, während Eleganz und Rang dahinschwanden.«

»Als du in meine Höhle gekommen bist, war mein Kind noch ein Säugling. Einige Leute nannten dich einen König.«

»Einige mögen mich vielleicht immer noch so nennen«, erwiderte er, »aber Könige sind Anführer; ich jedoch bin ein

Gefolgsmann. Ich gehe, wohin die Sterne mich leiten. Jetzt bin ich hier. Ich habe an einer Straßenecke gegessen, Träume gedeutet und Gedanken gelesen – Taschenspielertricks natürlich – und habe lange Zeit auf ein Kind an der Schwelle des Mannseins gewartet, ein Kind, das ich einst des Weihrauchs würdig erachtete.«

»Was sollst du den Sternen zufolge mit meinem Kind tun?«, fragte ich ihn, denn er konnte natürlich nur Josua meinen, das wusste ich genau.

»Mein wunderschöner junger Prinz«, sagte der König, »ach, du ähnelst äußerlich einem Habenicht, genau wie ich.«

»Mutter, er sagt, dass es in seinem Königreich einen Garten gäbe, wo Wunder geschähen.«

Später ging mir auf, dass mein Sohn, der stets stur darauf beharrte, Griechisch zu sprechen, das hebräische Wort für »Garten« benutzt hatte: »Paradies«.

»Mutter, er möchte, dass ich mit ihm auf Reisen gehe.«

»Ebenso wie dein Vater«, sagte ich. »Er möchte uns nach Hause bringen.«

»Aber das sage ich dir, Mutter: Bevor ich nach Hause gehe, werde ich meinen richtigen Vater finden.«

Aber dies war eine Suchfahrt ohne ein Goldenes Vlies; denn ich wusste, dass er niemals einen Vater fände, der ihn zufrieden stellen könnte.

Bei meinem Einzug in das Haus in Ephesos pflanzte ich einen Baum mitten in den kleinen Garten des Atriums. Der Baum war eine Erinnerung an meinen Sohn. Ich wässerte den Baum mit meinen Tränen. Aber der Baum wuchs langsam ...

Ich hätte nicht geglaubt, dass mein Gatte eine weitere Reise gutheißen würde, insbesondere eine, deren Zweck wir nicht wirklich verstanden. Aber nach unserem Streit in der Nacht zuvor, der unsere Gastgeber am Einschlafen gehindert hatte, schien es, als würden wir erneut zu einer anderen Familie weitergereicht; daher stimmte er zu. Wir wussten weder, wie lange die Reise währen, noch, ob sie zu Lande oder zu Wasser erfolgen würde.

»Vielleicht«, sagte mein Gatte zu mir, »wird uns diese Reise heilen.«

Josua schwieg.

»Vielleicht«, sagte mein Gatte zu ihm, »wird diese Reise, wohin sie auch führen mag, uns beide lange genug zusammenbringen, dass wir gemeinsam die Thora lesen können, damit du, wenn du für den Gang zum Tempel bereit bist, keinen völligen Narren aus dem Zimmermann machst.«

Aber Josua schwieg weiterhin.

Als der Morgen dämmerte, kam eine seltsame Frau an unsere Tür, vom Kopf bis zu den Zehen in blaue Seide gehüllt. Sie hielt eine Flöte in der Hand, und bevor mein Gatte sie nach ihrem Namen fragen konnte, erhob sie das Instrument; es spielte scheinbar aus eigenen Stücken. Die Melodie war subtil; sie drehte und wand sich; sie war betörend, und dennoch: Hatte die eine Phrase geendet und die nächste begonnen, konnte man sich an die erste schon nicht mehr recht erinnern. Das Gewand der Frau raschelte, obwohl nicht das leiseste Lüftchen wehte, und in der Musik der Flöte tönte das Sausen eines Bergsturms; es war ein vertrautes Geräusch; es war das Geräusch, bei dem ich mein Kind empfangen hatte, dort, auf dem Hügel, bei starkem Wind, während des Frühlingsreigens.

Dies ist eine Vision, sagte ich mir. Ich erkannte, dass weder mein Sohn noch mein Gatte sahen, was ich sah.

Als ich ein zweites Mal hinschaute, war sie verschwunden; an ihrer statt stand der Wagenlenker von König Balthasar dort in voller indischer Kampfmontur, den Köcher auf dem Rücken. Ich wusste, dass mein Gatte nur dies sah.

Aber ich hatte die Göttin gesehen. Sie musste es sein, kein Zweifel. Männer machen ein großes Getue darum, dass die Geheimnisse der Männer vor den Frauen verborgen gehalten werden müssen; aber Frauen sind besser darin, etwas zu verbergen. Die meisten Männer haben keine Ahnung, dass Frauen eine geheime Welt besitzen, geheime Göttinnen. Mein Gatte war genauso.

Das Gesicht der Frau war verschleiert; aber dennoch spürte ich, als sie sich mir zuwandte, dass sie lächelte.

Sie sprach kein Wort, sondern wies bloß mit ihrer Flöte den Weg. Draußen vor der Tür stand ein Karren, bedeckt mit einer wollenen Plane, die in fantastischen Mustern gewoben war, wie sie die Perser gern entwerfen. Der indische Magus, immer noch in seiner zerlumpten Kleidung, das Haar nach wie vor verklebt und schmutzig, verneigte sich vor uns; er legte zum Gruß die Handflächen zusammen.

Wir kletterten auf den Karren. Innen wirkte er weitaus geräumiger, als er von außen erschienen war. Wollteppiche beschirmten uns und bildeten die Wände; anscheinend gab es mehrere Kammern innerhalb des Gefährts.

Unser Gastgeber stieg herein und hieß uns in seinem blumigen Griechisch willkommen. »Ihr werdet gewisslich die bescheidene Umgebung verzeihen; die Sterne ersuchten mich um Eile. Ich konnte so rasch kein angemessenes Fahrzeug kommen lassen.«

»Wirst du uns bald sagen, wohin du uns den Sternen zufolge bringen sollst?«, fragte Joseph. »Eine Vorstellung davon zu haben, wie lange wir reisen müssen, wäre ebenfalls nicht schlecht; und du weißt, dass wir Juden sind ...«

»... die nicht essen dürfen, was andere essen«, beendete der König den Satz. »Habe keine Sorge, Joseph, genannt der Zimmermann. Der Ort, zu dem wir reisen werden, wurde von Maya geschaffen, der Göttin der Illusion. Die leere Luft werdet ihr essen und trinken, und auf dem Winde tanzen. Die Reise wird so lange dauern, wie sie scheinbar währt, dennoch wird sie in einem einzigen Atemzug vorüber sein.«

Leise sagte Joseph in der uralten Sprache: »Denn tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag.«

Mein Sohn setzte sich auf; es war, als hätte er nie zuvor die Psalmen gehört.

Erneut erhob mein Gatte die Stimme und fragte: »Aber wo ist dieser Ort, dieses Schloss der Illusion?«

Balthasar gab zur Antwort: »Im Innern.«

Er schlug die Plane zurück und wies seinen Wagenlenker an: »Es ist an der Zeit. Fahr los!«

Wiederum vernahm ich die Flötenmusik. Ich hörte das Sausen

des Windes. Ich spürte das Poltern großer Räder auf den gepflasterten Straßen der Stadt. Aber wir konnten nicht hinaus schauen. Einstweilen zog sich unser Gastgeber in eine andere Kammer im Innern des Fahrzeugs zurück, und mein Gatte befahl mir, mich zu entfernen, weil es für ihn an der Zeit war, meinen Sohn die Thora zu lehren. Ich sollte nicht anwesend sein, damit ich nicht Dinge hörte, die eine Frau nicht wissen sollte. Also schlüpfte ich durch die Plane hindurch und fand mich neben dem Fahrer wieder, der wild auf die Pferde einhieb, dass sie dahinjagten. Die Landschaft flog so rasch vorüber, dass ich sie kaum zu erkennen vermochte; ich erblickte großartige Sphinxen, riesenhafte Pyramiden, Oasen, zyklonische Mauern, Zikkurate und süß duftende Gärten; bei jedem Blinzeln bot sich eine neue Aussicht dar.

Ich hörte meinen Gatten im Innern des Wagens; wenn er die Thora rezitierte, tönte seine Stimme voll wie ein Schofar und pochte rhythmisch wie eine große Trommel.

Er sprach von der Erschaffung der Welt; wie der Geist Gottes über den Wassern schwebte, und es ward Licht; donnernd sprach er die Worte der Thora, und ich war bewegt.

Dann jedoch ertönte die schrille Stimme meines Sohnes, der sagte: »Vater, ich habe diese Geschichte schon einmal gehört, auf dem Marktplatz. Ein großer Mann mit einem stufig geschnittenen Bart hat sie mir vorgetragen. Der einzige Unterschied ist der Name des Schöpfers: nicht Elohim, sondern ein Mutter-Wesen namens Nammu, und dann folgen Enki und Enlil.«

»Du sollst mich nicht unterbrechen!«, sagte Joseph. »Vielleicht haben die Babylonier ebenfalls eine solche Geschichte, aber ihre ist bloß ein unvollkommenes Spiegelbild der unseren. Wir haben den einen wahren Gott; ihr Gott ist ein zersplitterter Spiegel – in dem zerbrochenen Glas sehen wir viele Götter.«

»Aber«, wandte Josua ein, »Elohim ist Mehrzahl. Wenn es ›Gott‹ heißen soll, warum bedeutet es dann ›die Götter‹? Und wenn die Babylonier Enlil und Nammu beim Namen anrufen können ... warum wir dann nicht?«

»Gott ist alle Dinge zugleich«, erwiderte Joseph, »die Mehr-

zahl in der Einzahl, Vieles in Einem, und das eine Unnennbare, Alles und Nichts. Siehst du nicht, dass es bloß die unvollkommene Beherrschung der alten Sprache ist, die dich verwirrt?«

»Bin ich verwirrt, wenn ich lediglich darauf hinweise, dass ein Wort in der Mehrzahl steht?«

»Beantworte eine Frage nicht mit einer Gegenfrage!«

Der Wind toste lauter, und ich hörte nichts mehr. Jetzt wandte sich der Wagenlenker mir zu, aber es war nicht mehr länger der Lenker, sondern die blau verschleierte Frau, die ich zuvor gesehen hatte. »Meinst du, sein richtiger Vater hätte ihn etwas anderes gelehrt?«, fragte ich sie.

»Sprichst du von dem Zenturio?«.

Aber sie wusste, dass ich ihn nicht meinte.

Wir kamen durch eine sengend heiße Wüste; bei Einbruch der Nacht erreichten wir eine Oase, umgeben von Palmen. Kamele waren dort neben einem Palast aus Zelten angebunden; Feuer hielten die abendliche Kühle draußen, und aus dem Innern drangen Tamburinklänge, Gesang und das Stampfen glöckchengeschmückter Füße. Als wir herankamen, ließen sich die Kamele im Sand nieder, und ein Dutzend geschminkter Mädchen strömte aus dem Haupteingang des Palastes. Sie warfen sich vor uns zu Boden. Und noch weitere Menschen kamen heraus: Krieger, weise Männer, Musikanten; alle warfen sich nieder.

Natürlich nahm ich an, dass sie sich vor dem Inder verneigten; aber als ich mich umschaute, sah ich, dass er gleichfalls auf den Knien lag. Es war Josua, der die wackeligen Stufen des Wagens herabkam, dem diese Leute huldigten. Als Joseph heraustrat und das sah, bekam er sogleich schlechte Laune.

»Sage diesen Leuten, sie sollen sich erheben!«, wies er den König an. »Josua muss lernen, dass wir uns bloß vor Gott in den Staub werfen.«

»Allerdings muss er das lernen«, erwiderte Balthasar. Klang da eine Spur Ironie mit? Er schnippte mit den Fingern, und sofort erhoben sich die Verehrer und gingen wieder ihren Tätigkeiten nach. »Wir werden eine Weile hier rasten«, fuhr er fort, »und uns erfrischen.«

Der Vorhang vor dem Zelt wurde gelüftet; jetzt war der gesamte Vorplatz von heiserer Musik erfüllt. Der Boden war mit den feinsten Teppichen bedeckt, und als wir eintraten, wuschen uns Sklaven die Füße. Der König bedeutete uns, dass wir auf den prächtigen Kissen Platz nehmen sollten, die aus alten Kelims zusammengenäht und mit Rosenblättern gefüllt waren. Damit ich mich nicht in die Angelegenheiten der Männer einmischte, ließ ich mich ein wenig weiter entfernt nieder, gleich neben den Musikanten, allesamt verschleierte Frauen. Sklaven schenkten aus großen Bronzegefäßen mit schlangenförmigen Tüllen Tee ein. Obwohl prächtig gekleidete Würdenträger anwesend waren, wurde ich das Gefühl nicht los, als sei dieser ganze Ort ein besonders lebhaftes Trugbild, allein für unsere Augen herbeigezaubert.

Balthasar fragte Josua: »Also, was hat Joseph dich auf dem Weg zu diesem Palast gelehrt?«

»Er hat mir von der Erschaffung der Welt berichtet«, erwiderte mein Sohn, »aber einiges hat sich irgendwie falsch angehört.«

»Der Verstand meines Sohnes ist wie ein Fischernetz«, meinte Joseph, »und er hat Kreaturen mit Klauen und Tentakeln ebenso eingefangen wie Fische mit Schuppen und Flossen, die unsere richtige Nahrung darstellen.«

»Heute Nacht werden wir dir eine weitere Geschichte erzählen«, sagte der König.

Inmitten des Orchesters sah ich die Frau in Blau stehen, die ihre Flöte in die Höhe hielt. Aus einer inneren Kammer des Zelts kamen zweiundzwanzig Tänzer, deren Augen schwarz umrandet und deren Haare zu zierlichen schwarzen Löckchen gedreht waren; sie trugen Schleier, und um die Fußknöchel hatten sie Glöckchen gebunden. Ihre Schleier flatterten bei jeder Bewegung.

Die Musik wurde lauter; die Trommeln pochten im Rhythmus eines aufgeregten Herzens, und das Spiel der Musikanten wurde immer wilder.

Ich beobachtete meinen Gatten. Er war bezaubert ... wer wäre es nicht? ... und erregt. Er trank tiefe Züge von dem dargebotenen Wein. Die Weinkrüge wurden in einem Haufen dicht

gepacktem Schnee gekühlt, der tausend Meilen weit herangeschafft worden sein musste.

Die Tänzer waren wunderschön. Sie sprangen; wenn ihre Schleier sich bewegten, sah ich die feste Muskulatur ihrer Schenkel ... es war etwas sehr Männliches an diesen Tänzern ... ihre Augen blitzten, zitterten, kreisten in einer abgestimmten Choreographie, die ebenso kunstvoll ausgearbeitet war wie der Tanz selbst. Und mir ging auf, dass sie eine sexuelle Kraft verströmten ... die mich berührte ... es war ihre Männlichkeit, die mich berührte, ebenso wie ihre weiblichen Eigenschaften meinen Gatten aufgewühlt hatten.

Jetzt ertönten Zimbeln und Tamburine, Harfen und Lauten, und über dem Klirren klagten Syingen und Rohrflöten. Die Schleier flogen, woben Muster in dem flackernden Feuerschein. Noch mehr Haut kam zum Vorschein. Die Tänzer bewegten sich mit solcher Präzision, dass sie wie Zahnräder in jenen Wunderapparaten der Römer erschienen, die das Wasser in ihren öffentlichen Bädern im Fluss hielten oder ihre Katapulte aufzogen. Sie stiegen übereinander, fielen wieder auseinander, setzten ihre Leiber neu zusammen zu sich windenden Geschöpfen mit vielen Armen und Beinen. Das Publikum war bezaubert; es rührte sich nicht, es schien wirklich und wahrhaft in völlige Reglosigkeit verfallen. Wieder kam mir der Gedanke, dass diese Leute nicht völlig menschlich waren, sondern lediglich dorthin gesetzt, damit die Illusion vollkommener wurde.

Die Musik schwoll an; es folgte ein Schauer erregender Höhepunkt, als alle Tänzer aufeinander stiegen, um ein gefährlich umherwirbelndes menschliches Seil zu bilden; sie schienen eine Leiter hinaufzuklettern, die aus ihnen selbst bestand; und zuoberst drehte der kleinste Tänzer, vielleicht ein Kind, auf Zehenspitzen auf dem Tänzer unter sich eine Pirouette. Es machte einen ganz wirr im Kopf; es war einfach genial; und dann, als die Musik so ohrenbetäubend laut wurde, dass sie kaum noch Musik genannt werden konnte, war es vorüber; das Seil fiel zu Boden, und die Tänzer lagen in einem Haufen übereinander. Die Schleier, an den Enden zusammengebunden, zog blitzschnell ein Helfer hoch, der an den Zeltstützen hing.

Jetzt waren sie fast nackt, diese zweiundzwanzig Männer ... oder waren es Frauen? Ihre Brüste waren so fest mit einem fleischfarbenen Tuch umwunden, dass man es nicht sagen konnte, und die unteren Körperteile von einem Lendentuch von derselben Färbung so geschickt umwickelt, dass kein verräterischer Umriss eines Geschlechtsteils zu erkennen war.

Ein Gong ertönte, und die Tänzer verschmolzen mit den Schatten. Das Fest ging weiter bis tief in die Nacht. Ich zog mich in die Frauenquartiere zurück, in die Kammer, die man für meine Familie abgeteilt hatte, und fand ein Lager aus Schafsfellen vor, das für mich ausgelegt worden war. Eine Sklavin faltete Kleider zusammen und legte sie in eine mit Schnitzereien verzierte Zedernholztruhe.

In der Ferne spielte jemand Harfe und sang dazu eine Sage in einer längst toten Sprache. Auch diese Stimme schien weder vollkommen männlich noch ganz weiblich zu sein.

»Frau, weißt du ...«

Die Sklavin wandte sich zu mir um. Ihr Gesicht war verschleiert, aber allein schon ihr Blick verströmte einen lieblichen Duft. »Ja«, sagte sie, »ich weiß es.«

»Waren es Männer oder Frauen?«

»Wedernoch, Herrin. Sie gehören einer Kaste heiliger Mann-Frauen an; ursprünglich mögen es Männer oder Frauen gewesen sein, aber sie verwenden große Sorgfalt darauf, sich in irgendetwas zu verwandeln, was dazwischen liegt.«

»Warum?«

Sie nahm einen Bronzespiegel zur Hand und machte sich daran, mir das Haar zu kämmen. Selten war ich so umsorgt worden, und ich gab mich diesem Luxus hin.

»Du weißt bereits, warum«, meinte sie. In diesem Augenblick erkannte ich ihre Stimme und fühlte mich geehrt – und fürchtete mich –, weil ein übernatürliches Wesen mir als Sklavin diente. »Sie versuchen, dem vollkommenen Daseinszustand der Menschheit gleichzukommen, als es weder Männer noch Frauen gab, als kein Krieg zwischen den Geschlechtern herrschte.«

Es stimmte. Mir war die Antwort klar geworden, noch bevor sie das Wort ergriffen hatte. Ich wollte sie weiter befragen, aber

sie verschwand in einem Wirbel aus glitzerndem Staub. Und so bereitete ich mich auf die Nachtruhe vor und wartete. Ich vernahm Stimmen draußen vor dem Eingang der Kammer. Mein Sohn stritt sich mit meinem Gatten. Ihre Stimmen waren schrill, und der Gegenstand ihres Streits war esoterisch.

»Gräuel, Gräuel!«, rief mein Gatte immerzu, und mein Sohn sprach davon, dass Adam bei seiner Erschaffung vielleicht ein Hermaphrodit gewesen, dass seine Weiblichkeit ihm damals noch nicht aus der Seite gerissen und in eine zweite Hand voll Staub gehaucht worden sei.

Als sie hereinkamen, muss ihnen klar geworden sein, dass ich einen Teil ihres Streits mit angehört hatte. Weil die Dinge, von denen sie sprachen, nicht für die Ohren der Frauen bestimmt waren, hielten sie inne und sahen einander an und schlugen die Augen nieder; im rußigen Schimmer der einen Öllampe der Kammer lag auf ihren Gesichtern etwas Verdrießliches und Bedrohliches.

»Ich habe Recht gehabt«, sagte Joseph zu mir. »Diese Fahrt bringt mich meinem Sohn näher. Wir streiten uns jetzt; vorher haben wir überhaupt nicht miteinander gesprochen.«

Josua sagte erst wieder etwas, nachdem mein Gatte eingeschlafen war und schnarchte. Als er sicher sein konnte, dass Joseph nicht aufwachen würde – dank des Weins und der Tänzerinnen –, sagte er zu mir: »Gehe eine Weile mit mir spazieren, Mutter!«

Die Nacht und ich waren jung, mein Gatte hingegen war ein alter Mann, mürrisch, dogmatisch; ich wollte die Wüstenluft einatmen, also ging ich mit meinem Sohn hinaus. Die Wächter am Eingang des Zeltpalastes waren eben jene heiligen Transvestiten, die für uns getanzt hatten. Sie huldigten uns, legten die Hände zusammen und neigten die Köpfe.

Im Mondlicht fragte mein Sohn: »Warum ist er die ganze Zeit über so wütend?«

»Weil du in ihn nicht deinen Vater sehen willst.«

»Aber das ist er doch auch nicht!«.

»Zumindest versucht er es.«

»Er ist ein merkwürdiger Mann«, überlegte Josua. »Er weiß

von so vielen Tatsachen, und dennoch möchte er sie nur auf eine bestimmte Art und Weise zusammensetzen.«

»Er will nicht unfreundlich dir gegenüber sein«, sagte ich. »Es ist nur so, dass ...«

»... ich ein Bastard bin«, ergänzte Josua. »Ich wünschte, du würdest damit aufhören, mir von den besonderen Umständen meiner Geburt Lügen zu erzählen, von den Engeln, den Vorzeichen und den Geschenken weiser Männer ...«

»Aber einer dieser weisen Männer ist zurückgekehrt«, widersprach ich. »Und du warst es, der ihn einen Engel genannt hat.«

»Joseph sagt, er sei ein Bote der dunklen Göttin, die die Frauen insgeheim verehren.«

»Aber er war einverstanden, mit auf diese Reise zu kommen.«

»Weil er nicht wahrhaben will, dass er Angst hat. Aber ich weiß es. Er ist wie ein offenes Buch. Ich kann in ihm besser lesen als in seiner Thora.«

Obwohl er mich zu einem Spaziergang eingeladen hatte, schritt er rascher aus und entfernte sich vom Lager, lief immer weiter hinaus in die Wüste. In der Ferne lagen Dünen kahl im Mondschein und bewegten sich langsam im kühlen Wind voran.

Ich holte ihn ein. »Josua ...« Ich legte ihm die Hand auf die Schulter. Aber er schüttelte sie ab.

»Vielleicht, wenn ich lange genug hier draußen stehe«, flüsterte er, »wird mein Vater kommen und mit mir sprechen.«

»Joseph schläft.«

»Ja«, sagte Josua. »Allerdings.« Er wandte sich von mir ab und schritt weiter in die unendliche Weite des Sandes, den Blick starr auf den Mond gerichtet.

»Du wirst dich noch erkälten«, rief ich ihm nach, wohl wissend, dass er mir nicht mehr zuhörte.

Der Baum in meinem Atrium in Ephesos hat zehn Äste. Ich beschneide sie stets sehr sorgfältig, damit sie im gleichmäßigen Abstand wachsen und die Blätter Platz haben, um sich auszubreiten. Dieser Baum ist das Einzige, was in diesem Atriumgarten gedeiht; alles andere, das ich dort anpflanze, geht ein. Also lasse ich zu, dass die Steinmetze ihre misslungenen Statuen hier

abladen; es gibt ein paar Cupidos, einen Jupiter und viele missratene Dianas von Ephesos – mit ihren vielen Brüsten fällt es schwer, sie richtig hinzubekommen.

Manchmal kommt einer der Christianoi zu Besuch; der Propagandakrieg des Paulus, meinen Sohn zu einem Gott zu machen, scheint erfolgreich zu verlaufen. Ich habe sie einander zuflüstern hören: »Schau nur, schau, die Mutter Gottes!« Sie erzählen mir, dass der Baum die Kreuzigung symbolisiere, und sie rufen aus: »Sehet! Der Baum gedeiht, und die Statuen der alten Götter rings umher sind zerschlagen; unsere neue Ordnung fegt die alte hinweg.« Natürlich wissen sie nicht, dass niemand diese Statuen zerschlagen hat, am allerwenigsten irgendeine übernatürliche Macht; diese Götter wurden nie getötet, weil sie nie geboren wurden; sie sind in alle Ewigkeit in dem halb bearbeiteten Stein gefangen.

Eines Tages, wenn dieser Baum völlig ausgewachsen ist, werden die zehn Äste die Leiter zum Schoße Gottes sein.

Zumindest haben sie mir das erzählt.

Es war eine Reise im Geiste. Ich kann nicht sagen, wie viel Zeit verstrich oder ob überhaupt Zeit verging. Am zweiten Tag wurde mir das Gemurmel meines Gatten, der meinen ungeratenen Sohn unterwies, rasch langweilig, und so kroch ich wieder nach vorn und setzte mich neben den Wagenlenker, in dem ich die Göttin sah. Sobald ich herausgekommen war, roch ich das Meer. Die Sonne strahlte hell; der Wind trug eine salzige Feuchtigkeit mit sich.

Ich war auf das Deck eines Schiffs hinausgetreten, aber ein solches Fahrzeug hatte ich auf dem See von Galiläa nie gesehen. Wo die Pferde gewesen waren, zeigten sich jetzt Schaumkronen wie Reihe um Reihe von Rössern mit weißen Mähnen. Unter uns hörte ich den Trommelschlag eines Taktgebers und vernahm das rhythmische Klatschen der Ruder auf dem Meer. Den Bug des Schiffes zierte eine vielbrüstige Frau mit blauer Haut; obwohl sie aus Holz bestand, waren ihre Augen lebendig. Ich wusste jetzt, dass dieses Fahrzeug, wie der von Pferden gezogene Karren, eine Erweiterung des Leibes der Göttin war.

Eine Dienerin brachte mir ein Tablett mit Obst. Wie die Musikanten und Tänzer in der Oase wirkte diese Sklavin sowohl männlich als auch weiblich.

Es gab Granatäpfel, Feigen und Quitten; Trauben, Datteln und Äpfel. Die Dienerin kniete vor mir nieder und hielt mir die Platte hin; ich streckte die Hand aus und berührte die Früchte. Doch dann überlegte ich es mir wieder.

Der Granatapfel ist die Frucht des Todes; das geheime Wissen der Frauen hat mich gelehrt, dass die Blätter und die Samen des Granatapfels die Seelen der Toten an die Unterwelt fesseln. Ich dachte auch an die Quitte, die, wie einige behaupteten, die Frucht der Erkenntnis von Gut und Böse ist. Ich fragte mich, ob die anderen Früchte ebenfalls dunklere Bedeutungen besaßen.

»Ist diese Frucht verboten?«, fragte ich die Dienerin.

Sie erwiderte bloß: »Nichts ist verboten, Herrin, außer du verbietest es dir selbst.«

In diesem Augenblick sah ich König Balthasar aus den unteren Decks auftauchen. Er erblickte mich und sagte zu mir: »Vergiss nicht, Miriam, du bist jetzt eine Reisende im Reich der Maya; nichts ist wirklich.«

Ich hatte immer noch nicht das Gefühl, dass ich die Frucht essen sollte.

»Du wirst jetzt schreckliche Dinge zu sehen bekommen«, fuhr er fort. »Aber vergiss nicht ... es ist Illusion.«

Noch während er sprach, sah ich ein wenig entfernt meinen Sohn und meinen Gatten. Sie lehnten sich über die Reling des Schiffs und waren in ein lebhaftes Gespräch vertieft. Auf halbem Weg zum Horizont durchbrachen zwei Wale die Wogen. Die Sonne spiegelte sich auf ihrer glitschigen Haut. Sie paarten sich. Nie zuvor hatte ich Wale in Leidenschaft erlebt; das Weibchen lag auf dem Rücken, der männliche Wal bestieg sie, und beide schwammen mit höchster Geschwindigkeit, damit sie bei diesem Akt nicht das Gleichgewicht verloren ...

Weit entfernt am Horizont zeigten sich gezackte Felsen, ein blau-grüner Dunst, der ganz vage Umriss einer Küste ...

Aus dem Nirgendwo peitschte ein Sturm heran. Regen strömte hernieder. Es gab Donner und Blitz, und die androgynen Mann-

schaftsmitglieder eilten umher und mühten sich, unter Deck zu gelangen. Mir blieb keine Zeit zum Überlegen. Das Schiff hob und senkte sich, ich geriet ins Stolpern, der Magen drehte sich mir um ... ich stürzte aufs Deck. Salzwasser überströmte die Planken. Salz brannte mir in den Nasenlöchern. Ich spuckte. Versuchte, irgendetwas zu fassen zu bekommen. Ich sah Schatztruhen ins Meer treiben ... Seide und juwelenbesetzte Pokale tauchten auf und nieder ... und der nasse Wind peitschte auf uns ein. Das Schiff richtete sich wieder auf, und ich vernahm die Rufe: »Der Zimmermann ... Er ist über Bord gegangen ...«

Der Sturm ließ bereits nach. Grelles Sonnenlicht durchbrach die Wolkendecke. Die Mannschaft kam jetzt wieder hoch, zurrte alles fest, starrte auf das Meer hinaus ... Während ich zum Heck lief, sah ich meinen Gatten im Wasser schwimmen. Er versuchte energisch, eine Planke zu erreichen ...

Da erschien mein Sohn. »Mach dir keine Sorgen, Mutter«, sagte er. »Ich hole ihn zurück.« Und er lächelte mich an, ein Lächeln von solch absoluter Ruhe, dass mich ein Frösteln überlief. Denn obwohl der Wind erstarb, waren die Wasser immer noch aufgewühlt und die Seeleute voller Panik wegen des Unwetters, das lediglich einen Augenblick gewährt hatte.

Wie könnte Josua ihn zurückbringen? Joseph wurde weiter aufs Meer hinausgetrieben. Die Seemänner warfen Leinen aus, aber niemand wollte ins Wasser springen und ihn retten.

Außer meinem Sohn. Er streifte sich seinen griechischen Chiton ab und sprang nackt ins Meer. Ich hatte meinen Sohn nie zuvor schwimmen sehen. In Alexandria hatte er sich in den Straßen herumgetrieben, aber nicht am Meer. Doch selbst jetzt schwamm er nicht.

Er fiel sehr langsam, als würde er auf dem Wind reiten.

Er landete mit den Füßen voran auf den Wogen.

Und ich dachte: Er wird nicht zulassen, dass dein Fuß wanke ...

Mit großer Bedachtsamkeit setzte er einen Fuß vor den anderen. Wie ein Tempeltänzer auf einem Seil, so schritt er auf seinen Stiefvater zu. Jemand flüsterte: »Er geht auf dem Wasser!«

Aber ich sah knapp unter der Oberfläche den dunklen reglosen Umriss des Leviathans. Das Meerwasser funkelte in der

Sonne; Josuas Augen hoben sich strahlend von seiner olivfarbenen Haut ab; er wirkte so stark wie ein erwachsener Mann, als er seinen Stiefvater aus dem Meer zog.

Die Mannschaft scharte sich jetzt zusammen, und jemand warf eine Strickleiter hinab. Es schien, dass in dem Augenblick, da Josua und mein Gatte einen Fuß auf die Leiter setzten, das Ungeheuer aus der Tiefe abtauchte; einen Moment später war in weiter Entfernung das Paar Wale zu sehen. Eine seltsame Musik erfüllte die Luft, klagend und trommelnd zugleich; es war, wie Balthasar mir versicherte, ein Lied, das die Wale oftmals zum Ruhme Gottes sangen.

Einige Augenblicke verstrichen; Joseph sah Josua an, als ein Matrose ihm ein Kleidungsstück über die Schultern warf.

Schließlich sagte mein Gatte: »Na ja, wenigstens bist du jetzt wie ein Jude gekleidet.«

»Ich versuche es dir recht zu machen«, meinte Josua.

Woraufhin Joseph erklärte: »Dann gehe nicht auf dem Wasser; du wirst dir noch den Tod holen.«

»Ich bin nicht auf dem Wasser gegangen«, entgegnete Josua. Aber ich wusste, dass die anderen allesamt Zeugen eines Wunders geworden waren; nur ich hatte gesehen, wie das Ungeheuer aus der Tiefe sein Liebesspiel unterbrochen hatte, damit mein Sohn nicht auf dem Meer aufklatschen würde.

»Und widersprich mir nicht mehr. Es gibt eine Zeit zum Diskutieren und eine Zeit zum Zuhören.«

»Ich höre dir zu.«

Da sah ich, dass, obwohl keiner von beiden darüber sprechen konnte, sie eine Art Liebe verband. Ich glaubte aber nicht, dass sie je so weit kämen, es sich einzugestehen. Sie würden einander nicht einmal in die Augen sehen.

Jetzt wandte sich Josua mir zu, wobei er fast über das Gewand stolperte, das ihm viel zu lang war; wortlos, nach wie vor nass und zitternd, fiel er in meine mütterliche Umarmung; aber selbst so nahe bei mir blieb er wachsam und unnachgiebig.

Plötzlich stießen wir auf die Klippen, die ich ganz am Rand des Horizonts erblickt hatte, und König Balthasar drängte uns ins Innere des Schiffs.

»Ich muss nicht hinunter«, sagte Josua. »Ich habe keine Angst.«

»Geh trotzdem hinein«, meinte der König. »Wir werden Schiffbruch erleiden.«

Das Schiff lief auf dem massiven Fels auf, und ich vernahm ein Ächzen wie von zersplitterndem Holz. Das Geräusch wirkte jedoch sonderbar menschlich ...

An diesem Punkt meiner Erzählung unterbrach mich der Mann, der dabei war, aus den toten Knochen meines Sohnes eine neue Religion zu erschaffen. »Du musst nicht weitererzählen«, sagte Paulus, Saulus, oder wie er auch heißen mochte, zu mir. »Ich habe genug gehört. Von dem, was du mir berichtest, kann ich nichts gebrauchen.«

Ich lächelte. »Ach, aber ja doch«, meinte ich. »Es ist alles da, jedes Stück der heidnischen Symbolik, das du benötigst, um deine Religion den Ungläubigen schmackhaft zu machen.«

Da zögerte er, weil er wusste, dass ich ihn durchschaut hatte. Er wollte eine Geschichte von mir, mit der er einen vollkommenen Bogen des Göttlichen spannen könnte, mit der verbitterten Witwe als goldener Isis, die den gekreuzigten Rebellen als leuchtenden Horus nährt; ich als die Große Mutter, die das Blut ihres Sohnes und Geliebten dem Boden unterpflügt, um die Ernte hervorzubringen. Er wollte mich nach Ephesos schicken; dort sollte ich die hundertbrüstige Jägerin ersetzen. Was am Ende auch tatsächlich geschah.

»Ich möchte etwas Mächtigeres als die Wirklichkeit«, sagte Paulus, »ich möchte die Wahrheit.«

Dies ist die Art von Unterscheidung, die die Griechen so sehr lieben und die alle Menschen verblüfft, die eine weniger heuchlerische Sprache sprechen.

Der Küste, an dem wir Schiffbruch erlitten, war Indien. Nicht das Indien der Geschichte, wo Alexander der Große die äußerste Grenze der Welt erreicht hatte und umgekehrt war, nur um Trunkenheit und Tod zu begegnen; dies hier war vielleicht das Indien unserer Vorstellung. Obwohl Paulus zweifelsohne viele

Vergleiche zu Alexander ziehen würde; denn Alexander war gleichfalls ein Gottessohn, in gewisser Hinsicht ein Messias, der im Alter von etwas über dreißig Jahren starb.

Vom Aufprall des Schiffs auf die Felsen bis zu dem Zeitpunkt, da wir den Strand betraten, waren es nur Augenblicke. Mir kam es so vor, als würde das Schiff in zwei Hälften brechen; und sie lösten sich in der sengenden Hitze auf, als hätte es niemals ein Schiff gegeben. Stattdessen stand dort ein weißer Elefant mit einer Schabracke aus goldenem Gewebe; auf dem Rücken trug er ein Howdah, ein Häuschen, das kunstvoll aus Holz geschnitzt war. Karyatiden stützten ein Dach, das aus den Abbildern vielköpfiger Dämonen bestand.

Der Elefant ging in die Knie, und der König führte uns eine vergoldete Treppe hinauf, die von Helfern an der Flanke des Tiers herabgelassen worden war.

Im Nacken des Elefanten saß die blau gekleidete Frau.

»Deine Reise wird bald beendet sein, Josua«, sagte der König zu meinem Sohn, der seit seinem Abenteuer auf hoher See noch mehr in sich gekehrt wirkte. Er hatte sich in eine Ecke des Howdah gekauert, die Arme um die Knie gelegt und starrte auf den schwankenden Boden.

»Schau mal, Miriam! Siehst du das Schloss?«

Ich sah bloß schneebedeckte Berge, unglaublich hoch, unglaublich weit entfernt.

»Nein, du siehst es noch nicht«, meinte der König. »Du siehst bloß den Himavant und den hohen Berg Kailasa, die Wohnstätte der Götter. Öffne deinen Geist, Miriam, lass die Illusionen ein!«

Der Elefant erstieg einen steilen Pfad, wobei er hier und da stehen blieb, um einen umgestürzten Baumstamm beiseite zu rollen. Unsere Reise mochte vielleicht Tage gedauert haben; in diesen Landen jenseits der bekannten Grenzen der Welt war die Zeit flexibel.

Der Berg wirkte nach wie vor unglaublich weit entfernt. Wir hielten an einer Zwischenstation, die inmitten einer Lichtung lag. Sandelholzduft erfüllte die Luft, und es gab einen Tempel im gleichen verzierten Stil wie das Howdah auf dem Elefanten. Priester in weißen Gewändern und Turbanen wandelten hoch-

mütig einher. Die Statue einer hundertarmigen Göttin stand dort, die ein Halsband aus Schädeln trug und mit den Füßen auf Leichnamen herumtrampelte.

»Dort ist deine Dämonin Aschtoret«, sagte Joseph zu mir, »das männermordende Untier. Anscheinend ist sie hier die Herrscherin.«

Ich stritt nicht mit ihm; es wäre zwecklos gewesen. Ich warf der Statue einen Blick zu. Die Göttin hatte tausend Namen: Sie war Persephone, die Herrin der Dunkelheit; sie war die Mutter der Geister, die die Männer in der Nacht heimsuchen und ihnen den Samen entziehen; sie war Lilith; sie war die Göttin, die einstmals die Gemahlin des Allerhöchsten gewesen und jetzt dazu verdammt war, über Schmutz und Schatten zu herrschen; in diesem Land achteten die Männer zumindest ihre Macht.

In der Morgendämmerung setzten wir unsere Reise fort. Die Straße wurde immer gefährlicher. Wir kamen an einem brausenden Fluss vorüber, dessen Ufer von Tempeln gesäumt war; Männer wie Frauen badeten in seinen Wassern, die Toten wurden dort auf Scheiterhaufen verbrannt und ihre Asche über dem Wasser verstreut. Wir kamen an Asketen vorüber, nackten alten Männern, von Schmutz bedeckt. Einige standen auf einem Bein, einige hatten sich ihre Körper mit metallenen Stäben durchbohrt, alle waren sie klapperdürr; wir kamen an einigen vorüber, die mit gekreuzten Beinen unter den Bäumen saßen und die Augen geschlossen hielten, und es schien, als würden sie eine innere Vision erschauen; wir sahen Männer, die sich wie rasend im Kreis drehten, Frauen, die zwischen Affen tanzten; wir sahen Männer, die sich vor Ochsen in den Staub warfen, und überall die vielarmigen Dämonen, die Schreine überragten, Palasttore bewachten, auf Mauern gemalt waren. Unermüdlich trieb die Herrin in Blau den weißen Elefanten weiter, indem sie ihm mit einem silbernen Stachelstock auf den Nacken klopfte.

»Ein öder Ort«, sagte mein Gatte. »Überall Gräuel. Männer, die Frauen nachahmen, Männer, die Tiere anbeten. Ich habe Alexandria für ein zweites Sodom gehalten, aber dies hier übertrifft alle Vorstellungskraft.«

Josua kauerte nach wie vor in der Ecke des Howdah und starrte ins Nichts.

»Sich nur, was es unserem Sohn angetan hat«, sagte Joseph. »Diese Reise bringt ihn um, erfüllt ihn mit schrecklichen Ideen, vernichtet seine Seele.«

Ich staunte, nicht bloß über seine Worte, sondern dass er das erste Mal von »unserem Sohn« gesprochen hatte; und da wusste ich, dass eine Art Magie am Werke war.

Also meinte ich schlicht: »Wir sind bald daheim.«

Ich glaube, mein Gatte hätte mich in die Arme geschlossen, wenn wir uns nicht in diesem kleinen offenen Häuschen auf dem schwankenden Tier befunden hätten. Ich streckte die Hand aus, um das Gleichgewicht zu wahren; er ergriff sie und drückte sie wohl; gewiss war ich mir nicht. Ich dachte: Er liebt mich wirklich, ganz tief im Innern, obwohl er wegen mir so viel durchmachen muss. Ich wollte die Arme um ihn legen, aber er hätte das als eine Unanständigkeit meinerseits betrachtet.

Erneut legten wir eine Rast ein. Dieses Lager war ein im Dunst verborgener Ort; Feuchtigkeit tröpfelte uns in die Lungen; scharfge Felsen tauchten aus den treibenden Nebelschwaden auf, und hier und da stand ein Schrein, dessen Opfergaben schimmelig und halb von wilden Tieren aufgefressen waren. Die Berge waren so weit entfernt wie eh und je.

Wir suchten Schutz in einer Höhle. Sie war völlig anders als diejenige, in der ich mein Neugeborenes versorgt hatte. Diese Höhle hier war mit Wandgemälden übersät, die Heldentaten fremder Götter darstellten. Blattgold schälte sich von den Holzbalken; Weihrauchduft lag über allem; und dort stand die Statue eines Mannes im Lotussitz mit lichterloh brennendem Haar; in seinen Augen lag eine seltene Gelassenheit. Und in den Nischen der Höhle saßen lebendige Männer, Einsiedler, wie ich vermutete, in eben derselben Stellung im Lotussitz. Sie hielten die Augen geschlossen. Wie bei so vielen der Asketen, die wir auf der Straße hierher gesehen hatten, schien ihr Blick nach innen gekehrt zu sein.

»Wer sind diese Männer?«, fragte ich den König.

»Sie glauben, die Welt sei eine Illusion«, erwiderte er. »Sie

versuchen, dieser Illusion ein Ende zu setzen. Sie glauben, dass sie, wenn sie sich völlig still halten, das ruhende Zentrum des Kosmos berühren werden, und wenn sie wie nichts geworden sind, werden sie alles sein.«

In der Höhle gab es auch Fledermäuse und Affen; die Fledermäuse kauerten hoch droben und schliefen. Sie sahen aus wie schwarze pelzige Dachziegel; die Affen huschten umher, lugten überall hervor, schnatterten und stahlen die Opfergaben der Götter.

Balthasar nahm seinen Platz auf einem steinernen Thron ein. Ihm zu Füßen standen Weihrauchgefäße. Vasallen brachten Speisen; andere Diener breiteten Strohlager für uns in den schattigen Schlupfwinkeln der Höhle aus. Josua schien schließlich ungeduldig geworden zu sein. Er saß jetzt nicht mehr in einer Ecke, sich hin und her wiegend. Er schritt auf und ab. Schließlich fragte er den König: »Wer ist nun mein Vater? Warum hat er dich zu mir geschickt? Warum brauchen wir so lange, um ihn zu erreichen?«

»Du wirst zu ihm gelangen, Josua«, erwiderte der König bloß. »Wenn deine Seele dir sagt, dass du ihn auch erreichen willst.«

»Nichts als Rätsel! Du bist genauso schlimm wie Joseph! Du hast mir gesagt, am Ende der Reise sei ein Garten, in dem mein Vater mich erwartet, und ich würde endlich erfahren, wer ich bin.«

»Es gibt keine Rätsel, mein schöner junger Prinz. Du kennst die Antworten nicht, weil du sie nicht wissen willst.«

In der Nacht, während das Mondlicht durch die Spalten hoch droben in der Höhlendecke hereinströmte, konnte ich nicht schlafen; und ich sah, dass auch mein Sohn und mein Gatte nicht schliefen. Ich zündete eine Öllampe an und wanderte lustlos umher; die Höhle war labyrinthisch.

In der Höhlung, wo der König auf seinem breiten Thron döste, waren die Wände vom Fußboden bis zur Decke bemalt. Dargestellt waren die Götter und Dämonen, an die diese Menschen hier glaubten; jede der Gestalten hatte viele Köpfe und Arme. Ein großer Affe gähnte den Mond und die Sterne

an. Eine Göttin tanzte über die Wolken und schwang Blitze. Unmittelbar hinter dem Thron war eine goldene Tür gemalt, und zu beiden Seiten der Tür waren griechische Buchstaben abgebildet – Alpha auf der linken, Omega auf der rechten. Es überraschte mich nicht, hier Griechisch vorzufinden; vielleicht waren die Bilder in den Tagen gemalt worden, als Alexander der Große die Welt beherrscht hatte.

Gleich neben der Tür befand sich das Abbild eines goldenen Streitwagens, und im Schein meiner flackernden Öllampe schien er aus sich selbst heraus zu leuchten. Neben dem Wagen stand ein Gott, dessen Haut völlig blau war und der eine Flöte in der Hand hielt. Sein Gesicht war die Essenz der Männlichkeit, besaß jedoch ebenso weibliche Schönheit. Seine Augen funkelten. Ich ertappte mich dabei, dass ich dieses Gesicht anstarrte; denn es war ein Gesicht, das ich von irgendwoher zu kennen glaubte, obwohl mir nicht einfallen wollte, woher.

Bald darauf vernahm ich Stimmen; es waren Joseph und Josua, die wieder in ein Gespräch vertieft waren; ich hörte die nüchterne Musik der uralten Sprache und wusste, dass Joseph einen erneuten Versuch unternahm, meinen Sohn die Bedeutung der Thora zu lehren. Weil mein Gatte meine Gegenwart als ungehörig empfinden würde, duckte ich mich hinter den Thron, drückte mich gegen den Stein und versuchte, mich unsichtbar zu machen.

Joseph sprach von den ersten Worten der Thora. »Jedes Wort, jeder Buchstabe«, sagte er zu Josua, »umfasst eine Unzahl verborgener Bedeutungen. Zum Beispiel sagen wir auf Aramäisch: ›Am Anfang erschuf Gott Himmel und Erde‹; aber steht das wirklich im Text? Nein – das Wort ›bara‹, ›erschuf‹, steht an zweiter Stelle, nicht an dritter. Verstehst du das? Gott könnte ebenso leicht Objekt wie Subjekt sein. Von was also wurde Gott erschaffen? Gewiss kann nur Gott Gott erschaffen haben. Und dann das Wort ›et‹, der Akkusativpartikel, der den Worten für ›Himmel und Erde‹ voransteht – es wird lediglich mit Aleph und Taf geschrieben, dem Anfang und Ende des Alphabets, die darüber hinaus das gesamte Alphabet verkörpern und den Schlüssel zu aller Schöpfung darstellen.«

»Was ist aber mit der Frage, die ich zuvor gestellt habe?«, wollte Josua wissen. »Dass der Text in Wirklichkeit gar nicht ›Gott‹ sagt, sondern ›die Götter?‹«

»Gott ist ein Axiom. Über ein Axiom lässt sich nicht streiten.«

»Aber als Gott sagte: ›Du sollst keine anderen Götter haben neben mir‹, hat er damit nicht gesagt, dass keine anderen Götter existieren.«

»Es sind Dämonen«, erwiderte Joseph. Ich sah seinen Schatten im Lampenschein, riesig und selbst einem Dämon nicht unähnlich. Joseph bog um eine Ecke und erblickte mich. »Miriam!«, stieß er hervor. »Du weißt, dass du Männergesprächen nicht zuhören darfst.«

Wut stieg in mir auf. Ich dachte an die Qualen der Geburt, an das Geschacher zwischen Joseph und meinen Eltern wegen meiner befleckten Keuschheit, an die anstrengende Wanderung durch die Wüste mit meinem kleinen Kind auf dem Rücken ... »Deine tausend Auslegungen der Bedeutung jener Worte!«, rief ich. »Ich kenne eine, an die hast du nicht gedacht.«

Joseph sah mich an, als wolle er sagen: »Wie könnte eine Frau das schon verstehen?« Aber er sprach es nicht laut aus. Er stand dort vor der bemalten Türschwelle und sah mich herausfordernd an.

»Das Wort ›bara‹ hat kein Geschlecht«, sagte ich. »Und das Wort ›Elohim‹ könnte im Plural stehen. Was, wenn die wirkliche Bedeutung wäre: ›Am Anfang erschuf sie die Götter?‹«

»Blasphemie!«, höhnte mein Gatte. »Das passiert unweigerlich, wenn eine Frau sich in die Angelegenheiten der Männer einmischt.«

Aber Josua schrie: »Sprich nicht so mit meiner Mutter!«, und preschte ungestüm und mit geballten Fäusten auf ihn zu.

»Schlage nicht deinen Vater!«, rief ich.

»Er ist nicht mein Vater!«, kreischte Josua in den höchsten Tönen. Er war hysterisch; er holte aus und schlug zu. Mein Gatte trat beiseite, und Josua traf das gemalte Portal, der Gips bröckelte ab und ...

Ein Spalt bildete sich, wie bei zersplitterndem Holz. Josuas Faust durchbrach die Mauer, und im Handumdrehen wurde er

von dem Wandgemälde verschlungen ... ich kreischte ... die Mauer schloss sich um ihn und ...

Er war verschwunden.

Ebenso das Bild des Wagenlenkers mit dem goldenen Streitwagen.

Mein Sohn ... mein Fleisch und Blut ... verschmolzen mit einer Illusion ... und dennoch hatte es die Logik eines lebhaften Traums ... Ich empfand keine Angst. Mir schien es so, als hätte es so sein sollen. Aus dem Innern des Felsens vernahm ich ein gedämpftes Lachen ... das glückliche Lachen eines Kindes ... etwas, das ich in der wirklichen Welt seit vielen Jahren nicht mehr vernommen hatte.

»Das ist zu viel!«, schrie Joseph und trommelte mit den Fäusten gegen die gemalte Tür. Ich glaubte, den hohlen Widerhall alten Holzes zu vernehmen, aber nichts gab nach. Ich ging zur Wand. Legte den Finger darauf. Sie war glatt, aber mein Finger berührte mit Sicherheit Holz; es kribbelte. Ein Leuchten schien von der Tür auszugehen, ein kaltes blaues Licht, das mich einhüllte.

Mein Mann wich zurück. »Habe ich eine Zauberin geheiratet?«, flüsterte er ... und zitierte die Worte aus der Schrift: »Die Zauberinnen sollst du nicht am Leben lassen.«

»Töte mich nicht, Joseph«, sagte ich sanft. »Ich weiß nicht, was geschieht. Ich verstehe überhaupt nichts.«

»Deine Dämonen-Göttin beeinflusst dich«, sagte er. »Selbst wenn du nicht weißt, was du tust ... Du bist ihre Marionette!«

Genau in diesem Augenblick erfüllte ein Licht den Raum, als seien tausend Fackeln entzündet worden. Ich wandte mich um. Dort standen die Hermaphroditen des Königs, und jeder hielt ein flammendes Schwert in Händen. Als sei es das erste Mal, erblickte ich die Höhle in Gänze, Nische hinter Nische mit den Einsiedlern in tiefster Meditation; alle erwachten sie jetzt, gähnten, streckten die Glieder, als hätten sie einen jahrtausendlangen Schlaf hinter sich. Und dort war der König selbst; vom Thron herabgestiegen, stand er zwischen mir und meinem Gatten. Er trug nicht länger die Lumpen eines Asketen, sondern glänzte in der vollen Pracht des Königtums, auf dem

Haupt einen edelsteinbesetzten Turban, die Gewänder aus farbiger Seide wie ein Pfau, auf der Brust einen Stein wie ein massives Diamantauge.

»Wohin hast du meinen Sohn gebracht?«, rief Joseph.

Balthasar lächelte. »Ich habe ihn nirgendwohin gebracht«, erwiderte er. »Dies war stets seine Reise, nicht die meine; ich bin lediglich ein Bote. Du magst ihm folgen, wenn dein Herz wieder ruhig schlägt und dein Wille sich gewiss ist.«

»Ich kann überall hingehen, wohin er geht«, sagte Joseph. »Ich habe ihn großgezogen, ich habe ihn das Richtige vom Falschen zu unterscheiden gelehrt; er gehört mir, wenn auch nicht im Fleische.«

»Denn gehe zu ihm!«, forderte ihn der König auf.

Als Joseph sich der Tür zuwandte, waren die griechischen Buchstaben entflammt, und die feurigen Linien verwandelten sich in hebräische Zeichen: das Alpha verbog sich zum Aleph und das Omega wurde zum Taw. Aber die Tür wollte ihm nicht nachgeben. Er hämmerte dagegen, bis ihm das Blut aus den geballten Fäusten strömte, und dennoch gab der Stein nicht nach, obwohl hier und da ein verräterisches Knirschen ertönte, als ob das Gefüge der Wirklichkeit sich verändern wollte, jedoch nicht ganz dazu in der Lage wäre.

»Joseph, Joseph«, sagte der König, »du bist in einem Käfig, den du dir freiwillig geschaffen hast. Du musst dein bewusstes Selbst loslassen. Wenn die Thora ein großes Gebäude ist, hast du es Stein für Stein dem Sohn deiner Gattin übergeben, und jeden Stein hast du mit Geschick und sogar mit Leidenschaft erfüllt; dennoch wird ein Tempel nicht aus Steinen erbaut, sondern aus der Seele heraus.«

Und da weinte mein Mann. In meiner Gegenwart hatte er noch nie zuvor geweint. Er weinte, glaube ich, weil er jedes Wort der Thora kannte und doch das eine Wort nicht wusste, das ihm das Herz des Kindes öffnen konnte.

»Miriam«, fragte mich der König, »möchtest du wissen, wer Josuas Vater ist?«

»Nein«, erwiderte ich fest. Und indem ich dies sagte, überantwortete ich meine Erinnerung an den maskierten Mann mit

den Hörnern, den gut aussehenden Zenturio, der den Namen eines Wer-Leoparden der Nacht trug, sowie das ganze Frühlingsritual dem Abgrund.

Sobald ich nein gesagt hatte, glühten die Buchstaben erneut auf und verwandelten sich dieses Mal in blaue Lichtblitze, die noch ältere Schriftzeichen formten, diese hier: A und I. Ich erkannte in ihnen die Buchstaben, die das Volk tausend Jahre zuvor benutzt hatte ... das Volk der Großen Göttin, die das Gelobte Land vor der Ankunft meines Volks in Besitz genommen hatte. Es waren die ersten und letzten Buchstaben des phönizischen Alphabets. Und also waren drei Magien mit im Spiel: die Magie der Erde, der Vergangenheit, der Mutter, eben meine Magie; die Magie der Griechen, deren Zivilisation die Zukunft beeinflussen würde; und hier und jetzt das ewige Sein, Josephs Magie.

Die Vergangenheit und die Zukunft konnten die Schwelle überschreiten; die Gegenwart nicht. Ich verstand den Grund dafür: Josephs Art war bereits aus Eden vertrieben worden. Meine Art war dort verblieben, hatte niemals wirklich die Welt betreten. Und Josuas Art musste es noch tun.

Hinter jener Tür befanden sich drei Eden. Drei Wahlmöglichkeiten. Drei menschliche Zustände. Wenn ich hindurchginge, würde ich nicht sehen, was Josua sah.

»Du und dein Gatte, Miriam«, sagte König Balthasar, »ihr seid nicht zu diesem Fest geladen. Aber da du eine Frau bist, da du alle Frauen bist und die Frau unter dem Himmel, die der Regen befruchtet und die alle guten Dinge in der Welt hervorbringt, darfst du dein inneres Auge öffnen und alle drei Eden erschauen.«

Ich nahm die Hand meines Gatten und legte sie in die meine.

Ich sah: ein Geschöpf, sowohl Mann als auch Frau, in zwei Hälften geteilt, und die beiden Hälften suchten einander; ich sah Leidenschaft. Ich sah den Mann und die Frau, die einander im Garten liebten. Ich war der Mann, und ich war die Frau. Sein Penis war das Flammenschwert. Seine Arme waren die umschlingenden Zweige eines großen Baums, der die Welt

umfasste. Er entsprang meinem Leib wie Leviathan, der die Tiefen durchpflügt.

Meine Lippen waren die Frucht der Erkenntnis. Meine Hüften waren die Tore des Verlangens. Meine Augen waren die Sterne, und mein Haar war die nährenden Nacht.

Mein Gatte stöhnte, als ich ihn fest in mir umschloss, und die Wasser, die aus jeder meiner Körperöffnungen flossen, waren die Wasser der Schöpfung, die Wasser, über denen der Geist Gottes schwebte; und mein Gatte liebte mich sechs Tage lang, sechs Ewigkeiten vor dem Allmächtigen; am siebten Tag starrte er mir in die Augen, während er mich hielt, und aus seinem Blick sprach eine entsetzliche Verzweiflung, die Verzweiflung, die alle Männer verspüren, wenn sie erobert haben, wonach ihr Herz stets verlangt hatte ... denn alle Männer spüren bald nach der Explosion des Vergnügens und der Befriedigung ein Unbehagen, ein Gefühl des *Warum war da nicht mehr?*

Dieser eine Blick sagte mir, warum Joseph nicht nach Eden zurückkehren konnte.

Auch ein Mann, der bereits mit allem geboren wird, was man nur besitzen kann, würde immerzu fragen: »Warum ist da nicht mehr?«

Deswegen wurde er aus dem Garten Eden vertrieben ... oder vielmehr, er hat dafür gesorgt, dass er vertrieben wurde ... weil es menschlich ist, nach dem stets Unerreichbaren zu streben, nach dem stets Unberührbaren zu greifen. Das Paradies zu kosten, jedoch niemals die Erlaubnis zur Rückkehr zu erhalten – das war die Quelle allen männlichen Schaffensdrangs, allen männlichen Genies. Jetzt verstand ich meinen Gatten; ich verstand die Männer.

Wenn er ins Paradies zurückkehrte, wäre er nicht mehr menschlich.

Die Vision verblasste; ich saß mit dem Rücken zum Gartentor, mein Mann schlief in meinen Armen. Er lächelte, scheinbar zum ersten Mal zufrieden, seitdem wir Nazareth verlassen hatten.

Und so erhob ich mich und ließ meinen Gatten schlafend zurück; und der König, der selbst nicht eintreten konnte, hielt mir das Tor zu meinem Garten Eden auf.



Sogleich packte mich ein Wind. Er trug mich über die Wolken; ich sah die Welt sich unter mir drehen, ich sah Monde und Sterne über mir wirbeln; ich fuhr in einer Art Streitwagen durch den Himmel, und die Göttin stand vor mir und gab den Rössern die Peitsche, dass sie wie wahnsinnig dahinjagten; und bevor ich auch nur Luft holen konnte, wurde ich auf einem Abhang nahe Nazareth hinausgeworfen, am Schauplatz der Frauenrituale. Es war Nacht ... Ich kannte den Ort. Ich war in einem Moment meiner eigenen Vergangenheit eingetroffen. So jung bin ich damals gewesen ... meine erste Blutung lag nicht lange zurück. Aber in meinem Bewusstsein war ich auch eine ältere Frau, die mit erfahrenen Augen sah ... ich schaute die Zeit meiner Unschuld mit dem Wissen, dass ich bereits die Frucht vom Baum der Erkenntnis gekostet hatte ...

Ich tanzte in der Dunkelheit. Die Sterne kreisten über mir. Der Mond weinte Blut. Auf dem Hügel sangen wir Frauen und schlugen unsere Trommeln und sprachen in einer Geheimsprache, von der die Männer nichts wussten. Unser Lied war ebenso uralte wie die Hügel; die Bäume und Felsen hatten diese Musik zu einer Zeit vernommen, bevor es Juden in Judäa gab.

Inmitten des Kreises der Frauen steht ein Wesen, ein Mann, glaube ich, ein Mann oder ein Baum. Sein Gesicht ist hinter Blattwerk verborgen. Aus seiner Stirn sprießen die Hörner eines Rehbocks. Seine Arme sind weit ausgebreitet, sodass er die Form eines Kreuzes bildet. Der Nebel wälzt sich über den steinigen Grund; ich spüre, dass ich zu dem Mann hingezogen werde ... beinahe eingeholt werde wie ein Fisch aus dem Meer ... und ich sehe die Augen des Mannes ... in meine Augen. Er umarmt mich. Er lacht. Es ist mein Lachen. Er umarmt mich fest, seine Arme sind kraftvoll und geschmeidig; seine Arme sind die Zweige eines großen Baums, sie sind Schlangen, Riesenschlangen, sie sind flammende Wolken; er zieht mich in seine Umarmung ... Ich schreie auf ... denn als meine Lippen die seinen suchen, als wir uns in einer sinnlichen Vereinigung aneinander schmiegen, erkenne ich jene Augen endlich ... die Augen, die all diese Jahre beiseite gesehen haben ... die Augen, die nie den meinen begegnen wollten, obwohl sie unbefangenen den niedrigsten